

Be Here to Love me : A Film About Townes Van Zandt : Margaret Brown

Autor(en): **Lachat, Pierre**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **48 (2006)**

Heft 272

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-864504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BE HERE TO LOVE ME: A FILM ABOUT TOWNES VAN ZANDT

Margaret Brown

Um es mit dem klinischen Vokabular zu umschreiben: Bob Dylan war einfach depressiv und ist es vermutlich geblieben, und zwar nachgerade über eine längere Weile hin. Er klopfte an die Himmelstür, keine Frage, aber das tat er eins übers andere Mal. *Knock-knock-knockin' on heaven's door, like so many times before*. Der denkwürdige Reim verrät eine akute Todespanik, die effektive augenblickliche Schiss vorm letzten Stündlein, das nun geschlagen haben könnte. Und da wird gewiss so etwas wie Ergebenheit ins eigene Schicksal angezeigt, zugleich aber erhält der Sensenmann eine kecke lange Nase gedreht. So oft hast du bei mir angeklopft und bist weggefahren worden. Jetzt hau' bloss ab. Kommst halt ein nächstes Mal wieder.

Die famosen Zeilen, in gleitende Mollklänge gekleidet, werden voraussichtlich in die Nachwelt ihres Erfinders eingehen und noch lange viele schlechte Strassensänger zur Rezitation bewegen. Andererseits hat Dylan bis zur Stunde die Schwermut mit ihren heimtückischen Attacken passabel überlebt. Schliesslich sind nicht alle Dichter, seien es solche von ehemals oder solche aus jüngerer Zeit, zwingend gehalten, erst durch ein vorzeitiges Ableben den ultimativen Nachweis zu erbringen, vollgültige Barden gewesen zu sein: so, wie es Arthur Rimbaud, Jim Morrison oder Jacques Brel widerfuhr.

Alles kapiert?

Townes Van Zandt seinerseits gehörte, von 1944 bis 1997, zu eben diesem raren, belasteten Schlag. Was ihm vermutlich fehlte, lässt sich, anders als bei Dylan, mit dem klinischen Vokabular nur ungenügend einkreisen. Psychose, Schizophrenie, wer kennt sich mit den schwereren Krankheiten der Seele schon so richtig aus? Aktenkundig ist, dass der Texaner aus angesehenem und offenbar begütertem Haus schon in sehr jungen Jahren in eine Anstalt eingewiesen und während Monaten, mit bleibenden Konsequenzen, auch unter Elektroschocks geriet. Eine der Folgen könnte darin bestanden haben, dass sich Van

Zandt aufs Schreiben und Singen verlegte und dass er das wohl mit selbsttherapeutischer Absicht tat.

«Waitin' Around to Die» – Warten mer mal hier aufs Sterben – erscheint 1968 auf Vinyl, und der Titel wirkt, als wollte er die fernere Biografie seines Autors gleich präkapitulieren. Auch durch eine ganze Reihe von beglaubigten Herzstillständen will er in der Folge sich gequält haben. Andere fürchten den Tod auf eher abstrakte Weise und glauben, ihn meiden zu können, und mit ihren wiederkehrenden Beklemmungen befreunden sie sich bald einmal. Van Zandt hingegen hat Grund genug, ihn höchst konkret zu gewärtigen, und zwar eher demnächst als ein bisschen später.

Eine Mehrheit hält ihn, den oft fast tonlosen Vokalist, für verrückt. Gemeint ist das aber natürlich in einem produktiven Sinn dieses Wortes. Wer etwas weniger weit geht, ist mindestens überzeugt, einem Ausserirdischen gegenüber zu sitzen. Er möchte nach eigenem Bekunden am liebsten Texte verfassen, die so gut wären, dass kein Mensch sie verstehen könnte, und zwar er selbst gleich inbegriffen, und eben das tut er da und dort auch. *Snake eyes and boxcars sigh*, heisst es da, und: *the dark don't lie and dreams come true, all it takes is one or two, maybe just a few will see you through*. Kann sein, dass ein oder zwei Träume genügen, um dich über die Strecke zu bringen, denn sie werden wahr, und die Dunkelheit lügt nicht. Und dann: ... Schlangenaugen und Güterzugwagen seufzen. – Alles kapiert?

Das gebrochene Amerika

Sein prekäres, zerfahrenes Dasein mit einer Reihe von Ehen und Nachkommen ist weder dauerhaft rastlos noch überschaubar sesshaft. So sehr auch für ihn das Lob des Lebens *on the road*, welches Van Zandt sicher auch zeitweise geführt hat, zu einer poetischen Pflicht gerät: ähnlich wie bei Dylan und bei so manchem andern amerikanischen Musiker, der zur Klampfe aus nasaler, knö-

delnder, kurzatmiger Kehle jene flüchtigen, verschliffenen Verse mit ihren oft verschlüsselten Bedeutungen und unscharfen Botschaften vorträgt. Noch wo sie diffus bleiben, ist den Liedern, alles in allem, die Fähigkeit eigen, das Verlorensein in den ungefügten Verhältnissen und gähnenden Landschaften der USA als eine zuvorderst seelische Unbehaustheit begreiflich zu machen.

All das belegt der Bericht der Dokumentaristin Margaret Brown auf einleuchtende und komplette Weise. Der Film gelangt allerdings auch etwas gar schnell zu seinen Schlussfolgerungen. *BE HERE TO LOVE ME* neigt dazu, das nur mühsam zu Entziffernde, oft Wirre und Widersprüchliche in Wesen, Werk und Wirkung von Townes Van Zandt, statt es im Chaos zu belassen, auf eine Reihe griffiger Aha-Erklärungen zurückzuführen. Heutige Gespräche mit denen, die ihn gekannt haben, können offensichtlich nur eines hergeben: dass auch sie nur schlecht verstehen, wie einer imstand war, aus tiefer psychischer Behinderung heraus so viel filigrane Poesie zu schaffen. Und die, die ihre Repertoires mit seinen Songs geschmückt haben, vermögen wenig mehr zu bezugen als ihre Dankbarkeit und ihren Respekt.

Kommt hinzu, dass die aufgezeichneten Original-Darbietungen des Barden etwas gewollt Unspektakuläres, sogar Introvertiertes an sich haben: so, als hätte er sich geniert, ein öffentliches Aufhebens von seiner Musik zu machen, um sie quasi für sich allein zu behalten. Doch ungeachtet aller Erschwernisse kommt die Stärke von Margaret Browns Studie in den Umstand zu liegen, dass da ein selten zutage tretendes Amerika sichtbar wird: das gebrochene nämlich, das den gängigen Vorstellungen von unbekümmerter Hautruck-Vitalität und angeberischem, lärmigem Erfolgswahn widerspricht.

Pierre Lachat

R, B: Margaret Brown; K: Lee Daniel; S: Michael Taylor, Don Howard, Karen Skloss. P: Rake Films; Margaret Brown, Sam Rumbaugh. USA 2005. Farbe, Dolby SR, 99 Min. CH-V: Look Now!, Zürich; D-V: MFA+, Regensburg

